* Petersburg, 16. Juni. Das „Journal de St. Petersbourg" widmet dem Kaiser Friedrich einen sehr sympathisch gehaltenen Nekrolog und sagt: Rußland schließe sich in aufrichtigster Sympathie der Trauer an, die das Haus Hohenzollern und die deutsche Nation betroffen habe. Es wünsche, daß die Vorsehung, welche diese Dynastie in der letzten Zeit so hart geprüft habe, dieselbe fortan mit ihren Wohlthaten überhäufe, und dem Nachbarreiche unter dem Scepter des jungen Herrschers, der jetzt den Thron zu besteigen berufen sei, lange Jahre des Friedens und Glückes zu Theil werden lasse.

* Washington, 15. Juni. Die Repräsentantenkammer gab anläßlich des Hinscheidens weiland Kaiser Friedrich's ihrer tiefen Theilnahme einstimmigen Ausdruck. Auf Befehl des Präsidenten Cleveland beauftragte der Staatssecretair Bayard den Gesandten Pendleton in Berlin, dem deutschen Auswärtigen Amt von dem innigen Beileid der Vereinigten Staaten Mittheilung zu machen. Obwohl das Ableben Sr. Majestät des Kaisers zu erwarten stand, gab sich doch alsbald nach dem Eintreffen der Todesnachricht allgemeine Trauer kund, insbesondere in der deutschen Colonie New-Yorks, indem überall die Flaggen Halbmast gesetzt wurden. Die dortigen Deutschen werden demnächst in einer Versammlung ihrer Theilnahme mit der kaiserlichen Familie geeigneten Ausdruck geben.

Nachtrag zum politischen Tagesbericht.

* Die erste Unterschrift, welche Kaiser Wilhelm II. als solcher vollzogen hat, ist unter dem Actenstück erfolgt, in welchem er die Genehmigung zur Eröffnung des letzten Willens seines Vaters ertheilt. Das betreffende Actenstück wurde vom Grafen Stolberg sogleich mit in das königliche Hausministerium genommen, wo es in Gegenwart des Justizministers Dr. von Friedberg der Eröffnung harrt.

* Der „Politischen Correspondenz" wird aus Berlin geschrieben: „Der Rücktritt des Herrn v. Puttkamer ist sicherlich ein Ereigniß von Bedeutung, jedoch scheint es, als ob die Tragweite desselben an gewissen Stellen erheblich überschätzt worden sei. Daß die Demission eines Cabinetsmitgliedes, so hervorragend dasselbe auch sein möge, als Anzeichen eines bevorstehenden Systemwechsels betrachtet werden dürfe, ist für Jedermann ausgeschlossen, der die einfache, gar nicht wegzuleugnende Thatsache in Erwägung ziehen will, daß das heutige „System", wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, doch nur mit dem eigentlichen Träger desselben, dem Fürsten Bismarck, fallen könnte. So lange diesem die oberste Leitung der Geschäfte von seinem kaiserlichen Herrn anvertraut bleibt, ist es undenkbar, daß einschneidende Veränderungen im Sinne der regierungsfeindlichen Partei auch nur zum Vorschlag gebracht, geschweige denn durchgeführt werden. Fürst Bismarck ist sicherlich nicht der Mann, der am Abend seines ruhmreichen Lebens mit Verleugnung seiner Ueberzeugung und seiner patriotischen Besorgnisse Zugeständnisse machen könnte, die ihn mit seiner großen Vergangenheit in Widerspruch setzen würden. Die fortschrittliche Partei, die sich zu keiner Zeit kleiner gezeigt hat als seit der Thronbesteigung des Kaisers Friedrich, hat auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie bei so vielen anderen, die öffentliche Meinung, insofern sich dieselbe von der fortschrittlichen Presse leiten läßt, vollständig irregeführt. Der Nachfolger für Herrn v. Puttkamer ist noch nicht ernannt. Man kann überzeugt sein, daß derselbe, wer immer er sein möge, ein Mann sein wird, dessen politische Ueberzeugung in ihren Grundzügen mit der des Reichskanzlers im Einklang steht." Das Vorstehende war vor dem Tod des Kaisers Friedrich geschrieben, es behält aber danach noch seine interessante Bedeutung.

* Nach der „National-Zeitung" wird Vice-Admiral Freiherr von Schleinitz, welcher seit einiger Zeit wieder auf deutschem Boden weilt, nicht nach Finschhafen zurückkehren. Seitens der Direction ist mit demselben ein Abkommen getroffen, wonach er aus seiner Stellung als Landeshauptmann im Kaiser Wilhelms-Land und im Bismarck-Archipel ausscheidet. Mittlerweile hat der Geh. Oberpostrath Herr Kräfte seine Geschäfte im Schutzgebiet übernommen.

* Aus Posen wird geschrieben: Die Ortstafeln in unserer Provinz sollen statt der bisherigen deutschen und polnischen Inschriften lediglich deutsche Inschriften erhalten. Die betr. Verfügung ist unter dem 4. Mai d. J. von der königlichen Regierung an die Landrathsämter ergangen. Dieselbe ist dadurch veranlaßt worden, daß in Folge des Gesetzes, betr. die Aenderung der Wehrpflicht vom 11. Februar d. J., eine Erneuerung der Ortstafeln erforderlich ist, weil die für die Eintheilung der Landwehrbezirke vorgeschriebene Aufschrift auf diesen Tafeln jetzt anders lauten muß als bisher. In der Verfügung wird Genaueres über die Inschriften auf den Tafeln angegeben und bemerkt, daß auf keiner der neuen Tafeln (ebensowenig auf den Wegzeigern) ein polnisches Wort mehr stehen darf; die Kosten sind von den Communalverbänden, Dominien oder ländlichen Gemeinden zu tragen.

* Der „Vossischen Zeitung" wird aus Brüssel geschrieben: Während die frommen Blätter Belgiens immer neue Lobgesänge über den Wahlausfall anstimmen und von dem Ministerium nunmehr die schleunige Erfüllung aller „berechtigten" katholischen Wünsche fordern, herrscht im Lande eine dumpfe Gährung. In der That beweist der ganze Wahlausfall, daß von irgend welchen ernsthaften Reformen in Belgien nicht mehr die Rede sein kann. Die Censuswähler wollen keinen Fortschritt; sie wollen alle Rechte für sich behaupten und auf die im Volke herrschenden Anschauungen und Wünsche keine Rücksicht nehmen; unter der conservativen Firma soll Belgien noch mehr klerikalisirt werden. Die socialistischen Arbeiterblätter beglückwünschen die Censuswähler für ihre Abstimmung auf das Wärmste, denn sie hätten damit mehr für die Vorbereitung einer revolutionairen Bewegung im Lande geleistet, als es die kräftigste Propaganda der Arbeiterpartei zu erzielen vermöchte; die 1½ Millionen Nichtwähler würden sich nicht auf die Dauer unterdrücken lassen. Darin liegt viel Wahres. Als am Abend des Wahltages in den belgischen Städten die Wahlergebnisse bekannt wurden, erbrauste aller Orten der Ruf: „Nieder mit den Priesterlappen!" und nicht nur in Brüssel, sondern auch in Mecheln, Namur, Lüttich, Philippeville und anderen Orten kam es zu argen Ausschreitungen. Am schlimmsten ging es in Antwerpen zu, wo die Fenster in den Räumen der klerikalen Zeitungen „Escaut" und „Handelsblad" wie im Hotel du Nord, dem Sitze des katholischen Vereins, in Folge klerikaler Herausforderung zertrümmert wurden, wo man den Deputirten De Laet öffentlich ohrfeigte und den klerikalen Gouverneur Du Bois zur Flucht zwang.

Die neueste Publication des Großen Generalstabs.

* Das soeben von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs herausgegebene 9. Heft der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, erschienen im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Mittler & Sohn, enthält eine bemerkenswerthe, für die Betrachtung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 sehr belehrende Studie über die Stärkeverhältnisse der in jenem Kriege bis zum Sturz des Kaiserreichs einander auf dem Gefechtsfelde gegenübergetretenen Truppen. Diese Studie bietet — so führt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" aus — dadurch namentlich größeres und allgemeineres Interesse, daß sie dem Leser einen Einblick gewährt in die Art, wie es auf beiden Seiten der Kämpfenden um die strategische Leitung und die taktische Führung bestellt war, und daß sie an der Hand der Thatsachen das Material beschafft zur Aufklärung eines kritischen Vergleiches zwischen dem, was als Endergebniß der kriegerischen Leistungen auf jeder Seite erreicht worden ist, und dem, was zu erreichen war.

Aus naheliegenden Gründen wird französischerseits das Uebergewicht, das sich auf deutscher Seite sehr bald in den beiden Feldzügen von 1870 und 1871 geltend machte, der Ueberlegenheit der Zahl der Streiter zugeschrieben. Die Richtigkeit dieses Satzes ist in ihrer absoluten Bedeutung nicht anzuerkennen, indeß gehört es zu den ersten Aufgaben der Feldherrnkunst, Massen auf den entscheidenden Punkt zu bringen. Andererseits kamen den Franzosen doch einige Momente zu Statten, die einen gewissen Ausgleich der Minderzahl darstellen und die sogar an und für sich einen nicht unwesentlichen Kraftzuschuß bedeuten. Solche Momente waren die kriegerische Eigenart, die im Naturell der Nation liegt; ferner das überlegene Infanteriegewehr nebst der die Wirkung desselben steigernden Mitrailleuse, das den Franzosen innewohnende Geschick, die Vortheile die das Gelände bietet, auszunutzen, und dadurch die Gefechtskraft der Streiter zu erhöhen. Ein die französischen Heeresabtheilungen in den Kämpfen um Metz unterstützender Factor lag auch in dem günstigen Verhältniß zwischen der Feldarmee und der Festung, die gleichsam eine große Reserve darstellte.

Nach einer kurzen Erörterung der Gesichtspunkte, die für die Betrachtung der Stärkeverhältnisse als maßgebend anzusehen, wenn man in den letzteren einen Hauptmoment bei Beurtheilung von kriegerischen Erfolgen erblicken will, geht die Studie auf die Untersuchung der thatsächlichen Verhältnisse selbst näher ein, gestützt auf die Gefechtsberichte und Relationen der Truppentheile, wie auf die vorliegenden statistischen Erhebungen. Behandelt sind zunächst die Gefechte von Weißenburg, Wörth und Spicheren.

Nach den über diese Kämpfe angestellten Ermittelungen standen sich in dem Gefecht bei Weißenburg am 4. August 1870, nach den beiderseitigen Annahmeberechnungen gegenüber:

Deutsche	Franzosen
48 000 Gewehre,	4650 Gewehre,
2950 Säbel,	650 Säbel,
144 Geschütze,	18 Geschütze.

Hiervon stießen wirklich im Kampf aufeinander:

24 700 Gewehre,	4650 Gewehre,
1700 Säbel,	650 Säbel,
90 Geschütze,	18 Geschütze.

Französischerseits hätten bei anderen Anordnungen noch herangezogen werden können 10 586 Gewehre, 120 Säbel, 12 Geschütze, 6 Mitrailleusen, d. h. eine solche Zuführung von Streitkräften lag innerhalb des Machtbereiches der am Gefecht unmittelbar betheiligten Truppenbefehlshaber. Dieselbe geschah aber nicht.

Alsdann wären französischerseits 15 200 Gewehre, 750 Säbel, 36 Geschütze in Action gewesen. Gegen die in und bei Weißenburg vorhandenen französischen Streitkräfte waren deutscherseits im Ganzen verfügbar: 109 600 Gewehre, 12 600 Säbel, 474 Geschütze. Die Umstände erforderten das Einsetzen dieser Kraft nicht; es bedurfte nicht einmal aller Kräfte der drei gegen den Abschnitt des Lauterflusses vorgeführten Armeecorps (1. und 2. bayerisches, 5. preußisches Armeecorps). Die Verluste beliefen sich bei den Deutschen auf 91 Officiere, 1369 Mann todt resp. verwundet, und 91 Mann vermißt. Die Franzosen verloren 2100 Mann, davon ca. 1000 Gefangene.

Ueber die Bedeutung des Treffens urtheilt der damalige commandirende General des 5. Armeecorps von Kirchbach in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen folgendermaßen:

„Das Gefecht von Weißenburg hatte alle Voraussetzungen und Annahmen über den Haufen geworfen. Die französische Armee hatte nicht durch eine Invasion in das Deutsche Gebiet die Offensive ergriffen, sondern das deutsche Heer war in Frankreich eingedrungen; die Deutschen hatten den ersten Sieg erkämpft, die vielbesprochenen Turkos und Mitrailleusen hatten sich nicht als so furchtbar erwiesen, wie geglaubt worden, und der französische Elan war nicht von der Kraft, daß er eine Entscheidung in der Durchführung des Kampfes mit der blanken Waffe gesucht hätte. — Schon in diesem ersten Gefecht wurde erkannt, daß das französische Gewehr in Bezug auf Schnelligkeit des Schießens, Trag- und Treffsähigkeit dem unserigen überlegen war, daß es das Schlachtfeld auf weite Strecken unsicher machte. — Vor Allem aber trat in Folge dieses siegreichen Gefechts das klare Bewußtsein der eigenen Kraft in der Deutschen Armee hervor, einer Kraft, welche sich in den nächsten Tagen derjenigen der französischen Truppen als eine überlegene erweisen sollte."

In der Schlacht bei Wörth standen sich einander gegenüber:

Deutsche	Franzosen
76 400 Gewehre,	42 800 Gewehre,
5700 Säbel,	5700 Säbel,
300 Geschütze,	167 Geschütze,
	incl. 42 Mitrailleusen.

Hiervon stießen im Kampfe aufeinander:

71 500 Gewehre,	32 000 Gewehre,
4250 Säbel,	4850 Säbel,
234 Geschütze,	131 Geschütze.

Nach Maßgabe der Dislocation der französischen Streitkräfte, der vorhandenen Straßen und Eisenbahnlinien hätten französischerseits bis zum 6. August Mittags bei Wörth vereinigt sein können:

42 800 Gewehre, 5750 Säbel, 167 Geschütze,
incl. 42 Mitrailleusen.

Denselben hätten dann allerdings deutscherseits (durch Heranziehung der auf dem Gefechtsfelde zurückgehaltenen Reserven) gegenübergestanden:

89 000 Gewehre, 7750 Säbel, 342 Geschütze.

Auf deutscher Seite betrugen die Verluste:
todt und verwundet: 489 Officiere, 8780 Mann,
vermißt: 1373 Mann.

Auf französischer Seite betrugen die Verluste:
8000 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene,
6000 Versprengte.

Auch hier möge noch dasjenige mitgetheilt werden, was der damalige commandirende General des 5. Armeecorps, v. Kirchbach, über die Bedeutung dieser Schlacht gesagt hat:

„In dieser Schlacht war es nicht allein die deutsche Infanterie, welche ihre moralische und physische Ueberlegenheit gegenüber der französischen bethätigte, sondern auch die Artillerie bewies, daß sie die feindliche in Bezug auf Taktik und Präcision ihres Schusses bei Weitem übertraf. Beide Waffen im Verein hatten den Feind derartig zerschmettert und zur regellosen Flucht getrieben, daß es nur der kräftigen Verfolgung bedurfte, um noch Tausende von Gefangenen und Trophäen aller Art einzusammeln; aber zu dieser Ernte gehörten frische Truppen. Die Deutschen, die hier geschlagen, waren derartig erschöpft, daß sie nicht weiter aufgeboten werden konnten; denn selbst das 1. bayerische Corps v. d. Tann war nach Zurücklegung eines Tagemarsches sofort weiter marschirt, um in der Schlacht noch einzugreifen.

So groß und bedeutend die Schlacht in ihren Resultaten war, namentlich durch die Vernichtung des starken französischen Corps unter seinem berühmtesten Marschall, und durch den den Franzosen gelieferten Beweis, daß sie nicht unbesiegbar seien, so theuer war doch auch bei der großen Bravour, mit welcher sich der Feind geschlagen hatte, der Sieg erkauft worden."

In den Kämpfen bei Spicheren am 6. August standen sich gegenüber:

Deutsche	Franzosen
30 100 Gewehre,	24 400 Gewehre,
4500 Säbel,	3200 Säbel,
108 Geschütze,	90 Geschütze,
	incl. 18 Mitrailleusen.

Hiervon traten im Gefecht aufeinander:

26 000 Gewehre,	23 700 Gewehre,
840 Säbel,	200 Säbel,
78 Geschütze,	90 Geschütze.

Bei Beurtheilung dieses thatsächlichen Kraftverhältnisses ist indeß noch in Anschlag zu bringen, daß den Franzosen eine bedeutende taktische Verstärkung erwuchs aus

1) einer überhöhenden, durch Feldbefestigungen verstärkten Stellung,
2) der von Hause aus versammelten, durch keine Märsche ermüdeten Truppen,
3) der einheitlichen Leitung des Kampfes von einem Centralpunkte aus.

Auf Grund der sehr eingehenden Ermittelungen, die der Verfasser der Studie über die noch hinzugezogenen Truppen angestellt hat, resumirt derselbe das beiderseitige Stärkeverhältniß in nachstehender Weise:

Es konnten zum Kampf herangezogen werden nach Ausweis der auf das Gefechtsfeld in Marsch gesetzten Truppentheile

Deutsche	Franzosen
38 400 Gewehre,	61 700 Gewehre,
4500 Säbel,	3200 Säbel,
120 Geschütze,	144 Geschütze,
	incl. 18 Mitrailleusen.

Die Verluste bei Spicheren betrugen:
Auf deutscher Seite: 223 Officiere — 4976 Mann
todt — verwundet, 372 Mann vermißt.
Auf französischer Seite: 249 Officiere — 3829 Mann,
1500 Mann Gefangene.

Wie am 4. August 1870 durch das Treffen bei Weißenburg die Grenze des Elsaß von Truppen der 3. Armee, so war am 6. August durch den Kampf bei Spicheren nun auch die lothringische Grenze von Truppen der 1. und 2. Armee siegreich überschritten worden.

Der schon durch die Niederlage bei Wörth bedingte Rückzug aus der Saar mußte nunmehr unter dem Eindruck einer auch hier verlorenen Schlacht angetreten werden. Die französische Heeresleitung, beeinflußt durch diese beiden am gleichen Tage erfolgten Niederlagen, wurde in ihren Entschlüssen und Anordnungen noch unsicherer als bisher.

Die deutschen Corps, noch in den Gebieten der Pfalz in ihren Bewegungen gehemmt, konnten nun zu freier Entfaltung vorausschauend[?] in die sehr gangbare Landschaft Nord-Lothringens vorgeschoben werden. Die Vereinigung der drei deutschen Armeen nach vorwärts, falls solche nothwendig werden sollte, war gewährleistet.

Musik.

Mendelssohn, Rietz und Immermann in Düsseldorf.

‡ Richard Fellner hat bei Cotta in Stuttgart, wie W. Kallmann in der Münchner „Allgemeinen Zeitung" schreibt, eine quellenmäßige, auf Immermann's Nachlaß als ausgiebige Fundgrube gestützte „Geschichte einer deutschen Musterbühne: Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf" herausgegeben. Hauptquelle ist des Dichters Theater-Diarium. Die Vorstellungen unter den Auspicien eines Theatervereins (Protector: Prinz Friedrich von Preußen) begannen am 8. Dec. 1832, die „Mustervorstellungen" am 1. Februar 1833 („Emilia Galotti").

Pfingsten 1833 leitete Mendelssohn das rheinische Musikfest. Immermann suchte Mendelssohn für Düsseldorf zu gewinnen. Schadow wurde der Vermittler. Ende August kam Mendelssohn nach Düsseldorf, um die Verhandlungen persönlich abzuschließen. Am 17. Nov. eröffnete Mendelssohn die Saison mit einer vorzüglichen „Zampa"-Vorstellung. Allein Dichter und Musiker konnten sich nicht verstehen; schon im October 1834 kam es zu unliebsamen Dissonanzen über die Bestimmung eines Mitgliedes zum Opernregisseur. Mendelssohn und Rietz schlugen, wie bereits früher einmal, Reußler zum Regisseur vor. Dieser war aber einer der besten Schauspieler, den Immermann nicht gern seiner eigentlichen Sphäre entzogen sehen mochte. Mendelssohn sagte darauf zu Immermann: „er (Immermann) könne ja selbst die Regie der Oper übernehmen, da er ohnehin alle Abende im Theater sei". „Ich versetzte — erzählt das Tagebuch — auf diesen seltsamen Antrag, daß ich denselben etwas beleidigend fände, worauf er entgegnete, die Oper sei auch keine Puppencomödie, und er habe auch im Schauspiele Entreacte dirigirt. Darauf war nun nichts weiter zu erwidern, und mußte alles Weitere schriftlichen Erörterungen vorbehalten bleiben".

Nach einem erregten Briefwechsel hierüber kam endlich eine Art Verständigung zu Stande, ohne die empfangenen unfreundlichen Eindrücke ganz zu verwischen.

„Am 10. November war Versammlung des Verwaltungsrathes — schreibt Immermann weiter — worin Mendelssohn ankündigte, sich von der Intendanz zurückzuziehen und nur einige Opern dirigiren zu wollen. Ich verhielt mich ganz passiv bei diesem Vortrage; der Verwaltungsrath genehmigte das Ersuchen Mendelssohn's".

Dabei blieb es nicht. Der Musikdirigent Rietz konnte sicher sein, bei jeder Differenz mit Immermann Mendelssohn als Helfer zur Seite zu haben. Die Spannung wurde ärger und ärger, die Oper ging zurück, auch finanziell. Immermann that noch einmal sein Möglichstes, indem er am 18. Januar 1835 ein entgegenkommendes Schreiben an Mendelssohn richtete. Mendelssohn antwortete ihm darauf sogleich mündlich in Immermann's Wohnung. Aber der Riß brach bald von Neuem auf.

„30. Jan. Transactionen mit Rietz, der immer nicht Wort hält und die Oper nicht zur bestimmten Zeit liefert. Mendelssohn mischt sich auf eine seltsame Weise in die Sache und scheint nun wieder in den Verwaltungsrath eintreten zu wollen."

„7. Febr. Verdruß im Verwaltungsrathe mit Mendelssohn, welcher richtig wieder sich in die Sache mengte, um die fortdauernde Existenz[?] der Oper zu vertreten."

In diesen Zwistigkeiten stand der Verwaltungsrath fort und fort auf Seiten Immermann's.

Und der Grund dieser Mißhelligkeiten? Mendelssohn wähnte, der Dichter-Intendant bevorzuge das Schauspiel unverhältnißmäßig auf Kosten der Oper, indem er sein Interesse wie die Mittel der Bühne einseitig in dieser Richtung lenke. Die Mittel waren ohnehin klein genug, der Vorwurf Mendelssohn's kaum begründet. Immermann verletzte aber durch die Form seiner Zurückweisung dieser Anklage den feinfühligen, an einen liebenswürdigen Verkehrston gewöhnten Musiker aufs Empfindlichste. Beider Naturen hatten sich, verschiedenartig, wie sie waren, erst angezogen, um sich später wieder abzustoßen. Immermann selber hat einmal gesagt: „Wenn zwei Menschen aus einander kommen, dann liegt die Schuld gewöhnlich auf beiden Seiten."

Nur so erklärt es sich, wenn Immermann die harten Worte in sein Tagebuch schreiben kann:

„Mich verstimmte die Nähe Mendelssohn's (des früheren Freundes!), den ich einmal auf der Straße sah ....., so daß ich mich entschloß, den auf mich einstürmenden Erinnerungsqualen durch einen kurzen Ausflug nach Altenberge zu entrinnen." Und dann:

„Mit Mendelssohn's so frühzeitigem Rücktritte von der Bühne war für mich eigentlich schon die Blüthe von dem Unternehmen abgestreift, ehe seine Knospen noch hatten aufbrechen können."

Im Frühjahre 1837 wurde die Düsseldorfer Bühne geschlossen „unter Anzeichen der Theilnahme des Publicums, die den Dichter, dem der Staat seit Januar 1836 nicht länger Urlaub gab, doch nicht für Das entschädigen konnte, was er für immer verloren hatte".

* Die Bühnenwelt trifft, wie die „Börsenzeitung" hervorhebt, das neue Unglück, welches über Preußen und ganz Deutschland hereingebrochen, der Tod des Kaisers, mit doppelter Schwere. Die finanziellen Verluste, welche Theaterdirectoren und Bühnenangehörige aus der in Folge des Ablebens Kaiser Wilhelms eingetretenen Landestrauer erst vor einigen Monaten erwachsen sind, wiederholen sich nun nach so kurzer Frist — für eine große Zahl von Bühnen wenigstens — in gleichem Umfange. Denn es ist doch nur die Minderheit der deutschen Bühnen, die gegenwärtig bereits kurz vor dem Schluß ihrer Saison steht, während sich die meisten, darunter eine ganze Kategorie von Bühnen, die der sogenannten Sommerbühnen, gerade jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Saison befinden. Für die solchen Bühnen angehörigen, gewöhnlich nicht allzu bemittelten Schauspielkräfte ist der Eintritt der Landestrauer ein schwer zu überwindender Schlag. Sie sehen sich im günstigen Falle zu einer zeitweise festgesetzten Unthätigkeit verdammt, oder verlieren, falls der Director von dem ihm zustehenden Recht der sofortigen Auflösung des Contracts Gebrauch macht, sogar ihr häufig mühsam zu Stande gebrachtes Sommer-Engagement. Hoffentlich aber werden sich die Provinz-Directoren veranlaßt sehen, das generöse Beispiel, welches Berliner und sonstige größere Bühnen-Directoren im März des Jahres mit ihrem Verhalten gegen ihr Personal gaben, nunmehr nachzuahmen, und wo eigene Bedrängniß ihnen diese Rücksichtnahme nicht gestattet, wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß den so betroffenen Künstlern weitgehende collegialische Hilfe nicht fehle. Die „Bühnen-Genossenschaft" wird sich voraussichtlich die Gelegenheit zu einer wirksamen Bethätigung ihrer auf das Wohl all ihrer Mitglieder gerichteten Tendenzen nicht entgehen lassen.

* Um die Vincenz Füsner'schen Liederpreise zu 20 Ducaten und 10 Ducaten, welche auf Grund einer Stiftung durch das Wiener Conservatorium alljährlich zur Vertheilung gelangen, sind 24 Bewerbungen eingelaufen. Die Preisrichter: die Herren Director Hellmesberger, Professor Krenn und Professor Gänsbacher, haben den ersten Preis dem Herrn Joseph Meyer, den zweiten Preis dem Herrn Franz Wickenhauser zuerkannt. Diese Preise wurden denselben gestern im Beisein von Mitgliedern der Gesellschafts-Direction, des Lehrkörpers und der Studiengenossen der Prämianten durch den Obmann des Preisgerichtes feierlich übergeben, nachdem der Vortrag beider Preislieder durch einen Gesangsschüler vorangegangen war.

* Der Wiener Correspondent des „B. B. C." erzählt, Johann Strauß habe mit Max Kalbeck eine Abmachung getroffen, wonach Letzterer dem Maestro binnen Jahr und Tag ein Operalibretto zu liefern hätte. Strauß beharre bei seinem Entschlusse, der Operettencomposition völlig zu entsagen und nur mehr die ernste Oper zu cultiviren.

* Charles Gounod, der auch bei uns in Deutschland namentlich durch seine „Margarethe" so populair geworden ist, vollendet heute sein siebenzigstes Lebensjahr. Am 17. Juni 1818 in Paris geboren, erhielt Charles François Gounod seine musikalische Ausbildung auf dem Conservatorium seiner Vaterstadt, vornehmlich durch die Meister Halevy, Paër und Lesueur. In einem Alter von einundzwanzig Jahren errang er 1839 den großen Compositionspreis, vermöge dessen er als Stipendiat zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom ging. Hier gab er sich eifrigen Studien der älteren Kirchenmusik hin, und seine Vorliebe für diesen Musikzweig ließ ihn sogar in einem Priester-Seminar Aufnahme suchen. Im Jahre 1843 nach Paris zurückgekehrt, übernahm er die Stelle eines Musikdirectors an der Kirche der Missions étrangères, die er sechs Jahre lang inne hatte. In dieser Zeit entstanden die meisten seiner trefflichen kirchlichen Compositionen. An der Großen Oper in Paris debutirte er im Jahre 1851 mit seinem ersten Opernwerke „Sappho", aber ohne sonderlichen Erfolg. Nach verschiedenen weniger bedeutenden Opern that er im Jahre 1859 seinen großen Wurf mit dem „Faust", welcher einen ungeheuren Erfolg hatte, und seinen Siegeszug über alle Bühnen der Welt hielt. Die beliebte Gounod'sche Oper fehlt noch heute auf keinem Repertoire. Von den übrigen Opernschöpfungen Gounod's nennen wir „Die Königin von Saba", „Die Taube", „Philemon und Baucis", „Romeo und Julia", „Mireille", „Polyeucte", „Der Tribut von Zamora". Außerdem sind seine Trauercantate „Gallia" und das Oratorium Redemption (Erlösung) Schöpfungen von anerkannt musikalischer Bedeutung.

— Aus London, 13. d., wird der „Börsenzeitung" geschrieben: Der bekannte Pianist Fritz Schousboe trat am 8. Juli, einer Einladung des Prinzen von Wales Folge leistend, gelegentlich eines zu Ehren des Königs von Schweden in Marlborough House veranstalteten Festes mit ausgezeichnetem Erfolge auf. Der zweite Beethoven-Abend von Hans von Bülow war noch stärker besucht, als der erste, und von sensationellem Erfolg begleitet. — Hier macht der junge Geiger Henry Marteau großes Aufsehen; er ist bereits in zwei Richter-Concerten mit glänzendem Erfolge aufgetreten. — Der glückliche Mikado-Componist, Sir Arthur Sullivan, ist gegenwärtig mit der Composition der Musik zu Macbeth beschäftigt, welchen der Schauspieler Henry Irving in der kommenden Wintersaison in London zur Aufführung bringen will.

Literatur.

Die Festspiele von Bayreuth, ihre religiöse, künstlerische und nationale Bedeutung von Gustav Wittmer. 46 S. 8. 1888. Verlag von Edwin Schloemp, Leipzig.

Mancher Wagnerschwärmer, wenn er auch schon ein ganzes Jahr und länger zu schweigen über sich gewann, kann es sich doch nicht versagen, beim Herannahen der Festspiele mit einer oder der anderen Offenbarung in Broschürenform den musikalischen Markt unsicher zu machen helfen. Aus einem solchen, rein subjectiven Bedürfniß ist auch vorliegendes Schriftchen entstanden, das trotz seines stolzen Titels und trotz seines noch stolzeren, selbstgewählten Zweckes nicht als eine erhebliche Bereicherung der ohnehin unheimlich anschwellenden Wagnerliteratur bezeichnet werden darf. Viel besser wäre es gewesen, wenn der Verfasser dem Drängen seiner Freunde nicht nachgegeben hätte, und also — die Bedeutung seiner Arbeit nicht überschätzend — dieselbe dort in selbstgenügsamer Stille weiter wirken ließ, wo sie ihre Entstehung empfangen hatte.

Es mag sein, daß Herr Wittmer durch seine mündlichen Bekenntnisse[?] im Kreise der Kasseler Musikfreunde manchen begeisterten Anhänger der Wagnersache und des Bayreuther Werkes geschaffen hat, zum Proselytenmachen in weiteren Kreisen und auf literarischem Wege dagegen dürfte sein Talent — nach dieser Probe zu urtheilen — schwerlich ausreichend sein.

Wer jedoch das vorliegende Büchlein nur in der Absicht zur Hand nimmt, um in leichtem und angenehmem Tone über die Zwecke und Ziele des Bayreuther Werkes, dem er schon zugethan ist, sich unterhalten zu lassen, der wird immerhin mit Vergnügen bis zu Ende lesen; höhere Ansprüche aber kann und darf das Werkchen nicht erheben wollen. O. W.

Richard Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg. Einführung in Musik und Dichtung mit einer Motiv-(Noten-)Tafel von Heinrich Wissing[?]. IV, 63 S. und 8 S. Notenbeilagen. 8. 1888. Verlag von Edwin Schloemp, Leipzig. Dieses Werk muß so recht nach dem Sinne jedes besonnenen Wagnerianers sein! Wie sich der Verfasser einer klaren, präcisen Redeweise befleißigt hat, so wird er auch wieder zu anschaulich-klarem Verständniß des Werkes beitragen, dessen genaue Analyse hier Scene für Scene in geradezu mustergültiger Weise und mit Erfolg zu geben versucht worden ist.

Man weiß ja, daß sich das Urtheil des Laien so gut wie des Künstlers in den meisten Fällen auf einige emphatische Ausrufe beschränkt, wie: „prachtvoll, herrlich, entzückend" rc. Dieses absolute Empfindungsurtheil durch die kritische Thätigkeit des Verstandes zu zerlegen und zum reinen klaren Vernunfturtheil um- und durchzubilden, muß endlich auch in der Musik das Ziel Derer werden, welche berufen sind, in engeren oder weiteren Kreisen für echte, allseitige musikalische Bildung zu wirken.

Wie dies Ziel aber erreicht werden kann, dafür zeigt die vorliegende Schrift uns einen Weg: Das Einzelkunstwerk ist für sich genommen genau zu zergliedern, wobei es sich dann herausstellen wird, ob in der Tiefe Schönheiten schlummern, welche das Ohr des flüchtigen Hörers — unvorbereitet wie es ist — nicht sogleich auffaßt, oder ob aller Glanz so offenkundig und äußerlich ist, daß man nach einmaligem Hören alle Schönheiten des Werkes mit nach Hause nehmen kann, vollbefriedigt und ohne das einem gehaltreichen, echten Kunstwerke gegenüber sich steigernde Verlangen, dasselbe immer und immer wieder zu hören.

Nachdem in der Einleitung ein zum Verständniß der Meistersingerdichtung unerläßlicher literaturgeschichtlicher Rückblick „über den Ursprung des Meistergesanges, über Einrichtungen und Gebräuche der Meistersingerzunft, sowie eine gedrängte Inhaltsangabe der Wagner'schen Meistersingerdichtung nebst einigen Bemerkungen über den allegorischen Gehalt des Textes" zu geben versucht worden ist, folgt die genaue Analyse des ganzen Kunstwerkes, welche von dem tiefen Verständniß des Autors für die Natur des Wagner'schen Leitmotivs sowie von seinem feinen musikalischen Denken und Empfinden ein glänzendes Zeugniß ablegt. Besonders ausgeführt und begründet ist das Programm des Vorspiels auf S. 13 f. und 56—61.

Alles in Allem hat unsere allerdings schon fast überreiche Leitfadenliteratur durch diesen neuen Versuch eine achtenswerthe Bereicherung erfahren. Wer immer an der Hand dieses Buches den Clavierauszug genau studirt, kann sicher sein, daß er nicht nur ein volles Verständniß für alle Schönheiten des behandelten Kunstwerkes empfängt, so daß er beim etwaigen Besuche einer Bayreuther Festvorstellung den unverkümmertsten Genuß erwarten darf, sondern daß er diese „gemüthvollste Schöpfung des Meisters" auch voll und wahr in sich zu reproduciren im Stande sein wird. O. W.

Ein sächsischer Pionier im Westen.

Es sind nun dreiundfünfzig Jahre her, seitdem der erste Sohn unseres Sachsenlandes sich hier in Milwaukee niederließ und neben den Wigwams der Oneida- und Chippewa-Indianer eine Hütte baute. Dies war der Beginn der vielen deutschen Gemeinwesen, die westlich von den Großen Seen entstanden sind. Der Pionier, der die Spitze des großen Zuges von Einwanderern bildete, so erzählt die „Amerikanische Sachsenzeitung", ist ein Sachse, der heute noch zu den Bewohnern Milwaukees zählt. Obwohl ein schlichter Handwerker, so ist es doch sein Verdienst, die Anregung zu vielen Schöpfungen gegeben zu haben, auf welche die heutige Bevölkerung mit Befriedigung blickt.

Eduard Wiesner, der erste deutsche Bewohner Milwaukees, wurde am 8. Juli 1800 in Leipzig geboren und einige Tage darauf in der St. Thomaskirche getauft.

Sein Vater war ein herrschaftlicher Diener, dem während der Schlacht bei Leipzig eine Kanonenkugel den Kopf zerschmetterte. Der Knabe trat bald darauf bei einem Schuhmacher in die Lehre, später durchwanderte er die deutschen Gauen, bis er in Frankfurt a. M. ein Weib fand, das entschlossen war, mit ihm die Reise in die neue Welt zu unternehmen. Das Schiff, auf welchem das junge Paar Passage genommen hatte, lief am 4. Juli 1828 im Hafen von Baltimore ein. Gerade donnerten die Kanonen von Fort Henry zu Ehren des Unabhängigkeitstages, als das Schiff vor Anker ging, und Wiesner, dem der Anlaß zu diesen Salutschüssen unbekannt war, erhielt von einem Mitpassagier den Bescheid, daß die Schüsse zu ihrer Begrüßung in Amerika abgefeuert wurden.

Er blieb zwei Jahre in Baltimore und siedelte dann nach Lancaster, Pa., über. Zwei Jahre später trieb es ihn weiter westlich. Er reiste über Pittsburg, Pa., nach Portsmouth, O., und von dort mit einem Canalboot nach Cleveland, O. Von dort fuhr er mit einem Segelschiff nach Detroit, wo er seine Habseligkeiten an Bord des Schooners „Napoleon" brachte, um dieselben nach Chicago transportiren zu lassen. Er und seine Gattin reisten aber zu Land nach Chicago, wo damals drei Compagnien Militair stationirt waren. Die Zahl der Ansiedler in der Nähe der Militairstation war ungefähr 1000, worunter viele Franzosen[?], welche bald Wiesner's Kunden wurden. Er bezog ein Blockhaus, wofür er 12 $ monatlich zu zahlen hatte. Der Bau des Illinois-Canals brachte viele Contractoren nach Chicago, so daß die Gastwirthe eine goldene Ernte hatten, wovon für Wiesner auch ein Theil abfiel, indem er Morgens, Mittags und Abends am Tisch aufwartete, wofür er 20 $ monatlich erhielt. Drei Jahre hatte er in Chicago zugebracht, als er Kunde erhielt von der neugegründeten Colonie am Milwaukee-Fluß. Er beschloß die Uebersiedelung, benutzte die Pfade der Indianer und verbrachte drei Nächte im Freien, ehe er an sein Ziel gelangte. Auf der Stelle des heutigen Milwaukee lagerten Indianer. Als er an den Wigwams vorüberging, deutete eine Squaw auf ihn und sagte zu ihrem rothhäutigen Gefährten: „Smoke woman gives me apple!"

Der Indianer sprang sofort auf, ergriff die Hand Wiesner's und begrüßte ihn als seinen Gast — aus Dankbarkeit dafür, daß auch er bei seinem Besuche in Chicago von Wiesner Wohlthaten empfangen habe. Im Februar, und nach einer gefahrvollen Wanderschaft durch die mit tiefem Schnee bedeckte Wildniß, in welcher Wildkatzen und Bären hausten, kam er wieder in Chicago an, um sofort Anstalten zu seiner Uebersiedelung nach Milwaukee zu treffen. Er bezog ein Blockhaus, das auf der Stelle stand, wo jetzt die beiden belebtesten Straßen der Ostseite sich kreuzen. Es war dies im Februar 1835. Zwei Jahre später zog er um und eröffnete einen Kramladen. Er war es, der in diesem Jahre den